



Maike Wetzel
Elly
Roman

Schöfling & Co.

Für Andreas, Anton & Béla

Elly

Erste Auflage 2018
© Schöffling & Co. Verlagsbuchhandlung GmbH,
Frankfurt am Main 2018
Alle Rechte vorbehalten
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck & Bindung: Pustet, Regensburg
ISBN 978-3-89561-286-2

www.schoeffling.de
www.maikewetzel.de

Diese Geschichte ist nicht meine Geschichte. Ich bin nicht sicher, wem sie gehört. Sie liegt auf der Straße, sie schläft in unserem Haus und trotzdem ist sie mir immer einen Schritt voraus. Wenn ich diese Geschichte nun aufschreibe, ist das ein Versuch, sie zu bannen. Ich will, dass sie zur Ruhe kommt und auch mich verschlafen lässt. Ich renne schon so lange. Ich bin müde, erschöpft. Das Nachbarskind sitzt auf meinem Schoß. Es hat sich gestern die Lippe aufgebissen. Die Wundblase hat sich mit Eiter gefüllt.

Ich erinnere mich an eine Zeit, in der ich wach und lebendig bin. Ich sehe mich. Ein hüpfendes, sommersprossiges Kind. Ich renne, so schnell ich kann. Meine Sohlen trommeln auf den heißen Asphalt. Mein Herz pocht bis zum Hals. Ich renne, um zu spüren, wie stark ich bin. Meine Beine ragen aus den kurzen blauen Shorts. Ich bin stolz darauf, dass sie vor mir ein Junge getragen hat. Ich fühle mich mutig in diesen Hosen. Die Sommerluft streichelt meine Beine. Die Steinchen auf dem Teer bohren sich in meine Sohlen. Meine Füße

lösen sich vom Boden. Ich schwebe eine Handbreit über dem Asphalt. So gleite ich um die Ecke, die kleine Stichstraße hinab zu dem schwarzen Bach. Ich sehe die Fische zwischen den Planken der Holzbrücke. Dunkle Striche auf dem hellen Grund. Das Wasser ist torfig, braun, der Boden aus Sand. Ich fliege bis zum Wald. Ich breite die Arme aus und schwimme in der Luft. Ich bin glücklicher als erlaubt. Ich schwebe über den Dingen, den Menschen, dem Fernsehapparat. Dann stürze ich ab. Ich falle. Mein Schrei weckt mich auf.

Komm bald wieder, wir müssen das untersuchen, sagen die Ärzte. Aber es gibt nichts zu untersuchen. Mein Körper ist stark. Es ist etwas Anderes, das mich bedrückt, mir die Luft abschnürt, mich kaum atmen lässt. Ich halte diese Geschichte fest, weil sie niemand erzählt. Das Schweigen gehört zu meiner Familie. Es ist schwer zu beschreiben, es zu fassen zu kriegen, denn das Schweigen besteht nicht aus Stille. Meine Eltern und ich reden über dies und das. Dazwischen fällt eine Wahrheit. Sie fällt tief. Kein Satz fängt sie auf. Es heißt, der Tod beende das Leben. Aber es gibt ein Leben über den Tod hinaus. Menschen leben weiter in den Geschichten, die wir uns erzählen. Sogar was wir verschweigen, lebt weiter, es taucht in anderer Form wieder auf.

Diese Geschichte ist auch ein Theaterstück. Es treten auf: Meine Eltern, Judith und Hamid. Meine kleine Schwester, Elly, sitzt unserem winzigen Vater im Genick. Meine Mutter hält mich an der Hand. Die Bühne liegt im Sonnenlicht. Dann verschwindet Elly. Sie tritt in den dunklen Hintergrund zurück. Ein Grabstein donnert auf die Bühne herab. Wir weinen, jammern, raufen uns die Haare. Jeder taumelt für sich, allein, ins Schwarz des Bühnenhintergrunds. Schließlich tritt eine verwandelte Elly auf. Sie ist viel älter, ihre Augen sind dunkel. Wir starren sie an. Dann schließt meine Mutter sie in die Arme. Wir umringen das Mädchen, verdecken es mit unseren Körpern. Wir sind wie Vampire. Wir weiden es aus. Zurück bleibt ein leeres Gerippe. Ein kleines Kind erscheint. Es lacht und nimmt einen Besen. Damit fegt es die Bühne leer. Anschließend wirft es den Besen in den Zuschauerraum, kreuzt die Beine zum Schneidersitz und spricht: So weit, so gut.

Königin

Am Anfang ist der Schmerz. Steil und spitz bohrt er sich in meine Eingeweide. Er raubt mir den Atem. Ich krümme mich, wimmere, keuche. Dann ist es vorbei. Der Schmerz ist weg. Plötzlich fühle ich mich frei. Ich richte mich auf. Ich atme ein. Ich versuche, wieder einzuschlafen. Doch die Kolik kehrt zurück. Der Schmerz höhlt mich aus. Mein Jammern weckt meine Mutter auf. Verschlafen schaut sie mich an. Ich liege auf dem Sofa, in der Dunkelheit. Wenn der Krampf kommt, vergesse ich mich. Du wirst eine Frau, sagt meine Mutter. Ich kann nicht mal mehr atmen. Der Schmerz schnürt mir die Luft ab. Meine Mutter will mich halten und wiegen, doch ihre Hände sind zu ungeschickt. Als trüge sie Boxhandschuhe. Ihre Finger kommen einfach nicht an mich heran. Hilfe, will ich schreien, hilf mir doch. Am liebsten würde meine Mutter sich entschuldigen, selbst umkippen und wegtreten. Fort von dieser Zumutung. Ich glaube, dafür gibt es einen Apparat. So einen Elektroschocker, der Angreifer zittern lässt. Aber meine Mutter hat nur Pfefferspray in der Tasche. Statt sich selbst zu betäuben, schüttet sie hektisch Tabletten

auf den Tisch, tastet nach dem Telefon, bittet um Rat. Die Frau am anderen Ende meint, wir sollten kommen. Meine Mutter sagt zu mir, Liebes, es wird alles gut. Ihr Freund soll uns ins Krankenhaus fahren. Ich stöhne auf. Schnell schaltet meine Mutter um. Holt die Wärmflasche, kocht Tee. Ich fühle, wie der Schmerz an meiner Gesichtshaut zerrt. Meine Mutter wartet nicht auf ihren Freund. Sie ruft ein Taxi. Die Klinik nimmt uns auf.

Blinddarm, sagt der Arzt in der Notaufnahme, ganz klar. Meine Mutter sagt, aber den hat meine Tochter schon seit zwei Jahren raus. Der Arzt kritzelt auf seinen Block. Er empfängt nicht auf dieser Frequenz. Meine Mutter piepst noch mal: Sehen Sie nicht die Narbe? Doch die Pupillen des Arztes spiegeln sich auf dem Display seines Smartphones. Mein Blick schweift durch den Raum, sucht etwas, woran er sich klammern kann. Ein Poster mit einem Elefanten. Meine Augen fahren seine Falten, die Stoßzähne entlang. Der Krampf schleicht sich an. Hinterrücks, wie ein Donnern hinter Wolken. Mein Bauch wird hart, droht zu zerspringen. In meinem Darm schiebt sich ein Wurm voran. Er droht, mich zu sprengen. Ich denke nicht mehr, ich fühle nur noch. So ist das später, wenn du Kinder kriegst, sagt der Arzt in der Notaufnahme. Ich bin selbst ein Kind. Vor

dem Gesetz jedenfalls. Mit Puppen spiele ich schon lange nicht mehr. Mit meiner Mutter rede ich nur noch über leere Joghurtbecher und Kleiderhaufen. Ich motze sie an. Sie hat den Verstand verloren, seitdem sie diesen Wirtschaftsinformatiker im Internet gefunden hat. Ich nenne ihn Hugo, obwohl er Adam heißt. Er lächelt darüber hinweg. Ich hoffe nicht mehr, dass er meine Mutter verlässt. Ich hoffe eigentlich auf gar nichts mehr. Höchstens darauf, dass mir endlich Brüste wachsen. Das wäre ein Fortschritt. Die Hügel verleihen Macht. Ich bin flach und wütend. Manchmal stelle ich mir vor, dass ich morgens aufwache und ein Käfer bin. Solche Ideen bringen mich zum Lachen. Dann vergeht die Zeit schneller. Ich bin immer müde. Erst der Schmerz weckt mich auf. Er kehrt mit neuer Wucht zurück. Er rammt sich in meinen Bauch.

Der Arzt hängt mich an den Tropf und setzt mich auf die Liste für den OP. Er will mir den Blinddarm rausnehmen. Meine Mutter sagt noch mal: Den hat schon Ihr Kollege gekriegt. Der Arzt betastet meinen harten Bauch. Ich jaule auf. Meine Mutter gibt ihren Widerstand auf. Sie nennt meinen Namen, unsere Krankenkasse. Almut hat sie mich wegen des Nordens genannt. Wegen der steifen Brise auf Sylt, wo sie nie gewesen ist,

wegen des großen Blondens, den sie nie geküsst hat, weil sie keine großen Blondens mag, wegen der Möwen, deren Schreie sie wehmütig machen, und wegen der Algen und des Salzes, die nun nicht an ihren Beinen kleben, sondern nur die dunkle Stretchjeans mit all ihren giftigen Farbstoffen. Almut heiße ich auch, weil meine Mutter glaubte, der Name verleihe mir Mut. Ich soll groß und stark werden. Meine Mutter schaut mich an und sieht sich selbst im Krankenbett liegen. Sie streichelt mir übers Haar. Ich ducke mich weg. Der Arzt sticht die Kanüle in meinen Arm. Die Kälte der Betäubung läuft in mich hinein. Das Licht über mir leuchtet grell. Der Anästhesist zählt rückwärts. Zehn, neun, acht. Die Sieben höre ich schon nicht mehr.

Noch halb betäubt sehe ich Ines zum ersten Mal. Nichts ist danach wie zuvor. Mein Mund ist voll Watte, meine Augenlider schwer. Ich bin ein Stein, der wieder zum Leben erwacht. Ines hat das Bett am Fenster. Das Gegenlicht zaubert ihr einen Heiligenschein. Ihre Züge liegen im Schatten. Auf ihrem Nachttisch mit den Rollen darunter stehen Flaschen mit Astronautennahrung. Ines erklärt mir, der gelbe Brei darin schmecke nach Banane, der rosafarbene nach Erdbeeren. Ich beneide sie darum. Sie isst, als sei sie bereits zum Mond geflo-

gen. Ich bekomme langweilige Schonkost. Meinen Bauch ziert nur eine kleine Narbe. Die Schlinge im Darm wurde rechtzeitig entknotet. Ines aber hat es geschafft: Sie hat ihren Blinddarm platzen lassen. Das Gift flutete ihren Körper. In allem scheint sie mir eine Armlänge voraus. Ich bin dreizehn, sie ist vierzehn Jahre alt. Iiii-nes. Die Silben passen zu ihr. Zuerst der Ausdruck des Ekels, das vernichtende Urteil. Dann das schmeichelnde Ende, die Erlösung. Ines ist weder besonders hübsch noch hässlich. Nichts an ihr ist auffällig. Ihre braunen Haare sind glatt, in der Mitte gescheitelt; ihr Nachthemd weiß wie die Laken, gestärkt. Ich träume von ihr. Wasser, Wellen, Ungemach. Ines rettet mich daraus. An den Haaren zieht sie mich aus dem Strudel empor. Als ich aufwache, erzähle ich ihr davon. Ines legt die Stirn in Falten. Zum ersten Mal ermuntert sie mich, weiter zu sprechen. Ich erzähle ihr alles. Meine Stimme bebt. Ines schweigt. Ich fühle mich nackt. Ines ist so sicher, so stark. Sie braucht keine Worte, um mir das klarzumachen. Ich spüre ihre Überlegenheit, sie richtet mir die Haarwurzeln auf. Sie ist eine Königin. Ich begreife das sofort. Niemand muss mir das erklären. Ich erkenne eine Königin, wenn sie mir begegnet. Eine Königin hat nichts zu verlieren. Deshalb bekommt sie alles. Plötzlich bin ich hellwach.

Da ich bei Ines bin, bin ich gern im Krankenhaus. Ines aber vermisst ihre Schule. Sie schildert mir einen Ort voller Farben, Licht, Musik. Die Schüler dort tanzen, malen, singen, töpfern. Sie bauen Hütten, backen Brot, vermessen das Land. Es dürfen nicht alle Kinder auf diese Schule. Auch Ines musste sich testen lassen. Die Rektorin reichte ihr Wassermalfarben und ein angefeuchtetes Blatt Papier. Ines tupfte den Pinsel darauf. Die Farben liefen ineinander, vermischten sich. Ines gab der Rektorin ihr Bild. Die studierte die Farben. Sie taxierte Ines, verglich sie mit ihrem Gemälde. Diese Kleckserei war Ines' Eintrittskarte in das Paradies. So stelle ich mir ihre Schule vor. Die Wände und Dächer sind schief verwinkelt wie bei einem Diamanten. Der Garten ist wild. Er wuchert. Wiesen, Kräuter, Weizenfeld. Ein Teich mit Seerosen. Ein Frosch quakt. Die Mücken tanzen über dem Schilf. Eine Hecke schirmt diesen Garten von der Straße ab. Am Eingangstor stehen Wächter. Die beiden Lehrer geben jedem Schüler die Hand. Sie prüfen deren Körpertemperatur und die Pupillen. Wer ihnen zu kalt erscheint, muss eine Runde

um das Gebäude rennen. Ines hat immer die richtige Temperatur. Die Schwestern im Krankenhaus sind verblüfft, wenn sie das Thermometer aus Ines' Körper ziehen. Sie wissen nicht, dass Ines es heimlich kühlt, während die Schwester mich mit einem Waschlappen abreibt. Ines will nicht nach Hause. Sie will nur alles unter Kontrolle haben. Sie will bestimmen, wie es ihr geht. Trotz der gelungenen Täuschung mit dem Thermometer wird Ines noch lange in der Klinik bleiben. Ich aber soll gehen. Nach dem Wochenende kommst du nach Hause, sagt die Schwester. Freust du dich gar nicht? Ich schaue zu Ines. Sie blickt zum Fenster hinaus.

Die Wände in der Klinik sind mit schmutzabweisender Farbe lackiert. Eine Farbe wie die von Eierschalen. Rotz und Tränen perlen ab an diesen Wänden. Heimlich probiere ich das aus. Meine Mutter gibt mir Äpfel, ein Buch. Ich beachte sie nicht. Seitdem sie meinen Vater verlassen hat, bestrafe ich sie dafür. Ich bitte meine Mutter nur um eins: Ich will die Schule von Ines besuchen. Das schlägt meine Mutter mir aus. Lachend sagt sie, sie sei keine von denen. Sie träume nicht in Pastell und glaube nicht an Wiedergeburt. Wut steigt in mir auf. Ich lasse meine Mutter verpuffen. Ich blende sie aus. Nach einer Viertelstunde Schweigen gibt sie auf. Sie verabschiedet sich. Nur ihre Äpfel bleiben zurück. Einer glänzt rot, er hat eine Delle. Ich wiege ihn in der Hand. Der Apfel riecht saftig. Ich reiche ihn Ines. Sie sticht mit einer rostigen Nadel hinein. Ich falte die Hände, senke den Kopf. Ines träufelt den Saft des Apfels darauf. Sie sagt, das heile alle Wunden. Sie sagt auch, ich sei etwas Besonderes, wie ein Edelstein. Ich müsse nur poliert werden. Das Besondere in mir sei verkrustet. Es blitze nur in Augenblicken auf. Doch ich

habe Glück. Ines erkennt mich trotzdem. Sie verspricht, mir zu helfen. Das Einverständnis meiner Mutter sei nicht notwendig für ihre Schule, behauptet sie. Ich allein zähle. Ich könne es schaffen, aufgenommen zu werden. Sie bereitet mich vor. Wir trainieren hart.

Ich muss alles neu lernen. Das Stehen, das Gehen, sogar mein Sitzen ist falsch. Ines übt mit mir. Tausend Mal muss ich alles wiederholen. Nachts weckt sie mich und fragt, welche Musik mir gefällt, wie alt ich bin oder nach meiner Lieblingsfarbe. Schnell sage ich, Walzer, elf und Rot. Ines deckt mich wieder zu und küsst mich auf die Stirn. Ich vergesse nicht, wie alt ich in Wirklichkeit bin und dass ich Grün viel lieber mag. Aber ich bin eine gute Schülerin. Ich lerne schnell. Ich weiß, was meine Lehrerin hören will. Ines freut sich über meine Fortschritte. Es gefällt mir, wie sie sich freut. Sie ändert meine Vorlieben, meine Hobbys, meine Erlebnisse. Ich nehme alles bereitwillig an. Ines sagt, mein Name passe nicht zu mir. Mein wahrer, mein geheimer Name laute Eleonore. Sie nennt mich Elly. Ich höre darauf. Ines verwandelt mich. Sie gibt mir neue Kleider, sogar eine Perücke. Im Bad ziehe ich mich um. Als ich die Tür öffne, starrt Ines mich an. Erschrocken frage ich, ob alles stimmt? Unsicher zupfe ich an meiner Frisur. Ines

sagt nichts. Steif wie eine Marionette streckt sie die Hand nach mir aus. Sie zieht mich auf ihre Knie. Ich bin zu groß dafür. Das stört sie nicht. Sie hält mich in den Armen, sie wiegt mich und summt. Ich halte ganz still. Die Perücke ist schwarz und struppig. Meine eigenen Haare sind hell und dünn. Ines stört das Künstliche der Perücke nicht. Sie streicht mir über die fremden Haare. Eine Putzfrau überrascht uns. Sie lacht bei unserem Anblick. Ich bin hilflos, wütend. Ines bebt. Sie läuft Gefahr die Fassung zu verlieren. Ich sehe es. Doch sie wendet sich ab. Im nächsten Augenblick ist sie wieder meine Königin. Mächtig, unnahbar. Die Putzfrau sagt, wir sollten rausgehen, an die frische Luft, uns nicht im Zimmer begraben. Wir werfen uns auf unsere Betten. Sie wedelt mit dem Wischmopp um uns herum. Wir lassen sie reden. Die Erwachsenen glauben, es ist alles ein Spiel.

Der Arzt ruft die Kinder aus den Nachbarzimmern an mein Bett. Sie dürfen zuschauen. Der Plastikfaden an meiner Narbe wird entfernt. Der Arzt zieht meine Schlafanzughose bis unter den Bauchnabel. Ich fürchte, dass sie noch weiter runter rutscht. Ich versuche, nicht zu atmen. Der Arzt zupft mit einer Pinzette an der roten Wulst auf meiner Haut. Endlich fängt er den

blauen Faden. Ein Junge starrt auf meinen Bauch. Er verzieht das Gesicht, zeigt seinen Ekel. Ich hasse ihn. Ines verlässt das Zimmer. Sofort wird es dunkler im Raum. Der Arzt hält den blauen Faden in die Luft. Bald sind wir dich los, scherzt er. Er lobt mich: Die Wunde heilt mustergültig. Als er weg ist, reicht Ines mir ihre rostige Nadel. Ich tauche sie in die Toilette. Dann stoche ich mir damit meine Narbe auf. Ines hilft mir. Wir breiten die Decke über das Blut. Der Stoff saugt es auf. Das Fieber kommt beinahe sofort. Die Schwestern können es sich nicht erklären. Sie geben mir Saft. Heimlich spucke ich ihn aus.

Nachts, wenn all die kranken Kinder schlafen, tanzt Ines für mich. Sie löst die Gardine aus ihren Haken, sie schlingt den Schleier um ihren Körper. Es ist dunkel im Zimmer. Nur der Mond scheint. Die Dunkelheit ist samtig. Sie hüllt uns ein. Ein Käuzchen ruft. Auf dem Gang patrouilliert die Nachtschwester. In regelmäßigen Abständen läuft sie an unserer Tür vorbei. Nie betritt sie das Zimmer. Ich bin sicher, Ines hindert sie daran. Sie muss nichts befehlen. Sie kann Gedanken lenken. Ich glaube daran. Ich darf nicht reden, wenn Ines tanzt. Selbst ein Räuspern bricht den Bann. Ines tanzt ohne Musik. Ihre Miene ist regungslos, ihr Blick ins Unendliche gerichtet. Ihre Anweisungen kommen scheinbar von dort. Nur ihr Körper ist bei mir. Ines' Bewegungen sind abgezirkelt. Sie hüpfet nicht, sie pendelt nicht. Es ist ein erhabener, ein bestimmter Tanz. Ihre Arme schwingen, sie greifen weit in den Raum. Ihre Hände strecken sich empor, fast bis zu den Sternen am Himmel. Dann faltet ihr Körper sich zusammen. Sie kauert kurz, wendet ihren Körper auf der Stelle, steigt wieder auf. Ihre Bewegungen erzählen mir, was

ich nicht begreifen kann. Sie weiht mich ein. Ines ist schön, wenn sie tanzt. Ich will sie berühren, wage es aber nicht.

Mein Schlafanzug klebt an meinem Körper. Ich genieße das Fieber, meine Schwäche, den inneren Tumult. Ines ist meine Verbündete. Wir leben in einem Zwischenreich. Unser Krankenzimmer gehört nur uns. Es ist eine Kapsel. Wir schweben mit ihr durch das All. Ines hat schon ihre Astronautennahrung, und ich bin schwe-reelos. Ich weiß nicht mehr, wo oben und unten ist, wer ich wirklich bin. Ich löse mich in Elly auf. Sobald die anderen Kinder schlafen, gehört die Station uns. Ines und ich geistern herum. Wir borgen uns Pumps und Lippenstifte aus dem Schwesternzimmer. Wir spielen Fangen unter dem Röntgenapparat. Manchmal schleichen wir nachts sogar auf die Wiese. Wir legen uns ins Gras. Wir zittern zusammen. Wir machen uns krank. Niemand darf uns heilen. Wir halten uns an den Händen. Ines sagt, ich sei kurz davor. Bald würde ich verstehen. Ich würde erleuchtet sein. In diesem Moment fühle ich schon einen Hauch der Ruhe, die sie mir verspricht. Sobald wir allein sind, werde ich zu Elly, und Ines verwöhnt mich. Sie füttert mich mit verbotenen Süßigkeiten, sie bringt mir neue Lieder bei. Wir verfol-

gen uns. Wenn ich Ines hasche, darf ich sie umarmen. Ich bin glücklich als Elly. Ich fühle mich frei. Als Elly darf ich albern sein, ich darf Ines necken, darf sie reizen. Als Elly besitze ich Macht. Ich bin Ines nahe. Ich bin ihr Geschöpf. Längst geht es mir nicht mehr um ihre Schule. Ich will nur noch bei Ines sein.

Im Krankenhaus herrscht ewige Gegenwart. Ines und ich wissen das. Wir nutzen es aus. Tagsüber dösen wir auf unseren Betten. Die Fragen unserer Eltern, die der Ärzte und Pfleger verpuffen. Sie erreichen uns nicht. Wir zucken mit den Achseln. Vor den Erwachsenen wechseln wir kein Wort. Wir schauen uns nicht einmal an. Wir liegen nur zufällig in demselben Zimmer, wir hatten zufällig beide eine Schlinge im Darm. Der Rest geht die Erwachsenen nichts an. Elly kommt erst nach Sonnenuntergang zum Vorschein. Ich freue mich schon darauf. Unser Experiment scheint zu gelingen. Die Erwachsenen sind ratlos. Ich fiebere, mein Blut ist vergiftet. Ich darf bei Ines bleiben. Sie erzählt mir Geschichten über den Tod. Ich versuche sie zu verstehen. In unserem Krankenzimmer riecht es nach Sprühalkohol. Ich ziehe meine Nase kraus. Ines sagt, du machst Fortschritte. Sie hat recht. Ich gehe bewusster. Mein Atem ist tiefer, sogar meine Stirn erscheint höher

und klarer. Gib dir noch ein wenig Mühe, sagt Ines. Dann schaffst du es. Auf meiner Schule werden alle glücklich. Dort gibt es keinen Druck, keine Unterschiede. Sie müssen dich einfach zulassen. Sie will sich für mich verwenden. Dankbar drücke ich ihre Hand. Aber sie zieht sie fort. Nur als Elly darf ich sie berühren. Plötzlich stört mich das. Wer ist diese Elly? Mag Ines sie oder mich? Ich darf ihr keine Fragen stellen. Ich weiß, sonst lässt sie mich kaltschnäuzig zurück. Aber der Zweifel zerfrisst mich. Ich kann mich kaum auf meine Rolle konzentrieren. Ich schlurfe. Dabei ähnelt Ellys Gang eigentlich einem Hüpfen. Kleben meine Füße absichtlich am Boden? Ich schlampe bei meiner Vorstellung. Ich verwende die falschen Formulierungen, ich vergesse Teile meines Kostüms. Ines tadelt mich. Schnell schlüpfte ich in meine Rolle zurück. Als Elly stimme ich sie gnädig. Ines verzeiht mir die Fehler. Sie sagt, sie wolle nur mein Bestes, auf mich aufpassen. Deshalb müsse ich lernen, immer auf sie zu hören. Ich schwöre Gehorsam und Schweigen bis ins Grab. In der Morgendämmerung küsst mich Ines, knapp neben den Mund. Sie streicht mir wieder über das Perückenhaar und murmelt, schlaf, meine Kleine, schlaf dich gesund. Ich schließe die Augen.

Vor dem Krankenhaus ist eine Bushaltestelle. Ich sehe sie vom Fenster aus. Dort hockt ein Mann mit einer Plastiktüte neben sich. Sein Gesicht ist aschgrau. Er sitzt dort schon seit Tagen. Es kommt kein Bus. Ich ziehe die Gardine vors Fenster. Ich bin unruhig, kann nichts mehr essen. Ich habe Fragen, ich suche Antworten darauf. Ich warte auf eine Gelegenheit. Endlich verschwindet Ines im Bad. Ich durchstöbere ihren Schrank. Ich finde nichts außer sauberen Unterhosen. Doch als ich die Tür schliesse, entdecke ich die Ecke eines Fotos. Es ragt unter dem Schrank hervor. Ines ist einige Jahre jünger auf dem Bild, aber ich erkenne sie sofort. Der Mann und die Frau dahinter sind ihre Eltern. Sie kommen öfter zu Besuch. Ines' Mutter hat lange, kastanienbraune Haare und einen Nasenring. Ihr Blick ist klar und scharf. Der Vater ist kleiner als seine Frau und lächelt milde, wie ein versponnener Troll. Hinter ihnen plätschert das Meer. Das Honiglicht der untergehenden Sonne glitzert in den Wellen. Es ist ein Ferienbild. Ich kenne das Motiv, das Lächeln, die zur Schau gestellte Einigkeit. Unsere Familienfotos sehen nicht viel

anders aus. Es ist nicht der Strand, der mich bannt, sondern die Person neben Ines. Diese Person raubt mir den Atem. Sie ist kleiner als Ines. Ihre schwarzen Haare sind leicht gewellt. Sie stehen ab, als seien sie elektrisch aufgeladen. Selbst die Kleider dieses Mädchens sind mir bekannt. Ich trage sie jede Nacht. Im Bad rauscht die Toilettenspülung. Schnell schiebe ich das Foto unter den Schrank zurück.

Nachts spielen Ines und ich, als wäre nichts geschehen. Ich bin Elly, sie ist meine Königin. Wir steigen bis in den Keller des Krankenhauses hinab. Lange, leere Gänge verbinden die einzelnen Gebäude. Es gibt keine Fenster, nur kahlen Beton und Rohre. Dort unten ist auch der Bettenparkplatz. Die Matratzen sind leer und frisch bezogen. Sie warten auf den nächsten Kranken. Die Menschen, die vorher auf diesen Betten lagen, wurden entlassen oder sind verstorben. Ines vermutet, die Pfleger bahren hier unten auch die Leichen auf. Irgendwo müssen die Kühltruhen sein, sagt sie. Ich nicke. Ich frage mich, ob Ines schon mal einen Toten gesehen hat. Ich stelle die Frage nicht. Ein Blick auf sie genügt, und ich kenne die Antwort. Zum ersten Mal bemerke ich das Glitzern in ihrem Blick. Ihre Pupillen flackern. Ich will umdrehen. Ich suche die Treppe. Ich will in unser

Zimmer zurück. Doch Ines wirft mich auf eins der Betten. Sie schiebt mich durch die Gänge. Schneller und schneller. Die Wände verwischen. Ich weiß nicht mehr, wo wir sind. Ich rufe, halt, stehen bleiben. Aber Ines will nicht. Sie schwingt sich zu mir auf das Bett. Es hält trotzdem nicht an. Das Bett saust durch den Keller, an tausend Schatten vorbei. Ines lacht. Das Echo prallt von den kahlen Wänden ab. Ich kralle mich in die Matratze. Ich greife nach Ines' fliegenden Haaren, verliere den Halt. Ich falle auf den harten Beton. Das Bett rollt weiter. Ines wirft sich auf mich. Ihr Körper ist viel schwerer als erwartet. Ich fühle mich schrumpfen. Mein Herzschlag setzt kurz aus. Dann rast mein Puls. Ines kniet als Siegerin auf meinem Brustkorb. Sie sagt, jetzt bist du dran. Aber ich habe die Lust am Spielen verloren. Ich ziehe mir die Perücke vom Scheitel. Ines' Blick wird böse und kalt. Sie lässt mich liegen und verschwindet im Kellerlabyrinth. Ich rappele mich auf. Allein verirre ich mich in den immer gleichen Gängen. Das Licht geht aus. Im Dunkeln fürchte ich mich. Erst der helle Spalt unter der Tür weist mir den Weg. Ich schleppe mich die Treppe hinauf.

Ich starre in ein Buch und blättere nach einer angemessenen Zeit die Seiten um. Ich lese nicht. Ich kann auch nicht mehr denken. Meine Gedanken zersplittern wie zu dünnes Eis unter jedem Tritt. Ines hockt neben mir auf ihrem Bett und feilt sich die Nägel. Das Geräusch schabt an meinem Augenhintergrund. So lange die Sonne scheint, ist alles wie immer. Dann wird es Abend. Kaum schaltet die Schwester auf dem Gang das Notlicht an, schickt Ines mich ins Bad. Dort sind Ellys Kleider im Spülkasten versteckt. Ich fische die verknotete Plastiktüte aus dem Wasser. Doch beim Umziehen zögere ich diesmal. Mir bleibt nicht viel Zeit, um meine Gedanken zu ordnen. Ines wartet draußen auf mich. Ich wage mich ohne die Verkleidung hervor. Ines starrt mich an. Ihre Stimme schneidet in mein Trommelfell. Sie schickt mich zurück. Ich weigere mich. Ich sage ihr, sie führe mich an der Nase herum. Ich will wissen, wann ich endlich die Aufnahmeprüfung an ihrer Schule ablegen darf? Warum sie mich quält? Ines wird wütend. Sie zischt, dass ich nichts begreife, dass ich unwürdig bin. Ich bleibe stur. Ich nehme die Schere und

zerschneide Ellys Pulli. Ines ächzt. Sie reißt mir das Bündel Kleider aus der Hand. Ich erobere es zurück. Wir kämpfen, ringen, beißen uns fest. Ines' Atem verbrennt mir das Gesicht. Ich klage sie an. Ich sage ihr, sie interessiere sich nicht für mich. Warum ich nicht einfach ich selbst sein kann? Jede von uns umklammert ein Bein von Ellys Hose. Krachend reißt der Stoff entzwei. Ines sagt, du machst alles kaputt. Das ist das letzte Wort, das sie mit mir spricht. Es ist vorbei. Ab diesem Moment bin ich gestorben für Ines. Sogar die zerstörten Kleider überlässt sie mir. Ich klaube die Fetzen auf. Heimlich nähe ich sie wieder zusammen. Im Schwesternzimmer finde ich ein Etui mit Nadel und Faden darin. Ich lege das ausgebesserte Kostüm auf den Tisch. Trotzdem blickt Ines durch mich hindurch. Nicht mal als ich Schokolade auf ihr Bett werfe, schaut sie auf. Ich bin traurig, doch ich knicke nicht ein. Ich will nicht mehr eine Andere sein.

Das Haar meiner Mutter hat plötzlich weiße Strähnen. Sie sorgt sich um mich. Ich sage ihr, sie soll aufhören damit. Sie jammert, willst du nicht gesund werden? Was hindert dich daran? Sie ahnt, dass meine Zimmergenossin hinter meiner Verwandlung steckt. Ines liegt neben uns. Sie stellt sich taub, lauscht aber heimlich dem Tuscheln meiner Mutter. Ich habe schon früher nicht geredet, doch seitdem ich Ines kenne, ist meine Mutter Luft für mich. Weniger als das. Ich brauche sie nicht. Vor ihr behaupte ich, auch Ines sei mir egal. Ich rede nicht mit ihr, ich schaue sie nicht mal an. Meine Mutter ignoriert meine Scharade. Sie will uns trennen. Der Stationsarzt hilft ihr dabei. Während ich schlafe, löst die Schwester die Bremse an meinem Bett. Sie rollt mich auf ein anderes Stockwerk. Als ich aufwache, sehe ich einen weißen Haarschopf im Bett neben mir. Der Haarschopf röchelt. Es riecht nach alter Frau im Zimmer. Ich weiß nicht, wo ich bin. Ines ist fort. Ich finde sie nicht. Die Tür der Station ist verschlossen. Kein Patient darf hinaus. Der Arzt sagt, das dient deiner eigenen Sicherheit. Du musst gesund werden. Dein Geist

ist nicht willig. Er erpresst mich damit. Ich habe viel Zeit, um nachzudenken.

Ich höre keine Fragen, keine Ratschläge der Ärzte mehr. Selbst das Stöhnen der alten Frau im Bett neben mir wird leiser, wenn ich an Ines denke. Sie fehlt mir. Nachts stehe ich am Fenster und schaue auf die Wiese vor dem Krankenhaus. An der Stelle, an der ich mit Ines im Gras lag, blitzt jetzt der Lichtschein einer Taschenlampe auf. Es dauert, bis ich Ines' Morsealphabet begreife. Als ich ihre Botschaft verstehe, wird mein Herz warm und weich. Doch ich kann nicht hinaus. Die Stationstür ist verschlossen. Ich will zu Ines. Ich weiß, auch sie sehnt sich nach mir. In diesem Moment ist es mir egal, dass Ines nur Elly damit meint. Ich bin so allein, dass es unter meinem Brustbein schmerzt. Die alte Frau neben mir brabbelt, sie greift in die Leere, zeigt mit dem Finger auf mich. Gehorsam nehme ich nun meine Medikamente. Ich zähle die Pillen nicht mehr. Ich schlucke sie hinunter. Ich esse und trinke und pule mir nicht mehr die Narbe auf. Der Arzt ist zufrieden. Meine Mutter schöpft Hoffnung. Sie tönt sich die Haare. Nachts aber lese ich Ines' Blitze in der Dunkelheit. Sie allein richten mich auf.

Vor dem Krankenhaus schieben die Krokusse ihre Köpfe aus der Erde. Von meinem Fenster im dritten Stock aus sehe ich die bunten Tupfen im Braun. Der Arzt setzt seinen Kringel unter meine Entlassungspapiere. Zufrieden steckt er seine Hände in den weißen Kittel. Er spricht von einem Wunder, er gratuliert mir und meiner Mutter, reicht ihr den Koffer, mir die Hand. Ich kreuze heimlich die Finger hinter meinem Rücken. Meine Mutter dankt dem Arzt, er lobt ihre Geduld, rät zu einem Urlaub. Meine Mutter sagt, der Flug ist schon gebucht. Morgen geht's los. Überraschung! Sie lächelt mich an. Meine Augen werden starr. Wir fliegen auf eine Insel, sagt sie. Wir machen, was immer du willst. Mein Blick wandert zum Fenster. Meine Mutter beteuert, es wird dir gefallen. Das Hotel hat vier Sterne. Wir laufen durch die Gänge des Krankenhauses. Meine Sohlen schmatzen auf dem PVC. Die anderen Patienten in ihren Morgenmänteln und Jogginganzügen schlurfen den Gang entlang. Manche ziehen ihren Tropf oder die Sauerstoffflasche hinter sich her. Sie blicken nicht auf. Ich verlange nach einem Stück Kuchen vom Kiosk,

doch meine Mutter lotst mich zur Tür hinaus. Sie will nicht länger als nötig im Krankenhaus bleiben. Wir müssen packen. Panik steigt in mir auf.

Zum ersten Mal seit Monaten liege ich wieder in meinem eigenen Bett. Ich laufe mit meinen Füßen die Wand hinauf. So hoch, bis ich mich nach hinten überschlagen kann. Es ist niemand da für meinen verdienten Applaus. Nebenan höre ich die Kleiderbügel meiner Mutter quietschen. Sie sucht ihre Leinenhosen für den Urlaub. Als es dunkel ist, schleiche ich mich aus dem Haus. Klackend fällt hinter mir die Tür ins Schloss. Die Straße ist feucht. Der Teer dampft. Auf einer Pfütze schimmert Benzin in Regenbogenfarben.

Ines wartet bereits auf mich. Sie hockt im Schneidersitz auf ihrem Bett. Im Mondlicht sieht sie noch bleicher aus. Das neue Mädchen im Bett neben ihr schläft. Ich sehe nur ihre Haare. Kurz sticht mich die Eifersucht. Doch Ines' Gesicht leuchtet auf, als sie mich sieht. Ich bin Elly. Ich trage ihre Kleider, die Perücke juckt auf meinem Kopf. Stumm reiche ich Ines meine Hand. Wie Schlafwandler spazieren wir aus dem Krankenhaus. Der Portier schaut fern. Er sieht uns nicht. Niemand hält uns auf. Barfuß laufen wir die Straße entlang. Wir gehen bis zum Fluss und starren auf das dunkle Wasser. Ein flacher Lastkahn zieht vorüber. Ines bleibt stumm. Sie muss nichts sagen. Ich weiß es auch so. Sie stand bestimmt schon einmal hier oder an einem anderen Ufer. Auch damals hielt sie ein Mädchen an der Hand. Aber sie kehrte wohl allein zurück. Wir schweigen. Ines drückt meine Hand. Als ich mich auf das Ufer zu bewege, hält sie mich zurück. Ich zerre sie weiter. Ich bin kräftiger als sie, gesund. Ines muss folgen. Die Kaimauer ist hoch, das schwarze Wasser schlägt klat-schend daran. Trotz der Wellen höre ich Ines' heftigen

Atem. Sie schnieft. Tränen rinnen über ihr Gesicht. Kurz vor der Kante halte ich inne. Meine Königin stirbt an diesem Kai. Aber Ines und ich, wir stehen da. Wir warten auf den Aufgang der Sonne. Es sind nur sie und ich. Niemand sonst ist dabei.

Unter null

Meine Schwester verschwindet an einem leicht bewölkten Juninachmittag. Ich stelle mir vor, wie es passiert. Ich sehe, wie Elly ihr Fahrrad aus der Garage schiebt. Ihr Umriss ist klar gezeichnet, die Umgebung unscharf. Sie klemmt ihre Sporttasche auf den Gepäckträger. Darin befindet sich ihr Judoanzug mit dem grünen Gürtel. Meine Schwester ist jünger als ich. Ich bin damals dreizehn, sie ist erst elf. Wir wohnen in einer kleinen Stadt. Die Sporthalle von Ellys Verein befindet sich im nächsten größeren Ort. Sie fährt allein mit dem Rad durch die Felder dorthin. Der Wind streicht durch den Weizen. Von oben sieht es wie Wellen im Wasser aus. Elly steht auf der Autobahnbrücke, sie schaut auf das Feld. Ihre dunklen, fast schwarzen Haare zerzaust der Wind.

Ich war nicht dabei. Aber so muss es gewesen sein. Wir hielten immer kurz dort oben an, winkten den Fernfahrern auf der Autobahn, schauten zu den Feldern, zu den blauen Kuppen des Taunus am Horizont. Manchmal sahen wir einen Falken oder einen Bussard über

den Feldern kreisen. Oft stauten sich die Wagen unter der Brücke zu einer langen Schlange mit unzähligen rot glühenden Augen, oder ein Fernfahrer hupte. Ein tiefer, brünstiger Ton. Elly und ich lachten. Schnell traten wir in die Pedale und sausten im Stehen, den Po weit in die Luft erhoben, auf der anderen Seite der Brücke den Radweg hinab.

Die Sporthalle liegt im Dicken Busch. Mir gefällt der Name. Er klingt so abenteuerlich. Der Dicke Busch ist die Gegend, in der die Arbeiter des Autowerks wohnen. Früher stürzten sich etliche Menschen von den Hochhäusern hinab. Wer sich heute hier umbringen will, säuft sich zu Tode oder nimmt Tabletten. Niemand stellt sich mehr aus in seinem Leid. Inzwischen sind die Gebäude frisch gestrichen, Hauswarte kümmern sich um die Grünanlagen, halten die Flure sauber, entfernen Graffiti. Der Dicke Busch blüht, während der Rest der Stadt verfällt. Die Zeit der Autos läuft ab. Bald werden die Menschen mit einer Art solarbetriebener Rohrpost zwischen den Städten hin und her katalpultiert werden. Ihre Seelen aber bleiben am alten Ort. Ich habe davon in der Zeitung gelesen. So wie wir ist auch unsere Mutter im Dicken Busch zur Schule gegangen. Damals war die Schule aber noch eine andere.

Ihre Lehrer warnten sie, wenn sie nicht fleißig genug lerne, werde sie am Förderband des Autowerks enden. In ihrer Jugend war das die Höchststrafe. Inzwischen wünschen meine Eltern sich, sie würden so viel verdienen wie die Arbeiter am Band. Hamid und Judith haben beide studiert. Sie erwähnen das nie ausdrücklich. Aber wenn sie miteinander reden, ist es ein Wettstreit darüber, wer etwas besser oder zumindest gewitzter auszudrücken weiß. Mein Vater ist Architekt und spezialisiert auf Rolltreppen, meine Mutter schreibt Nachhaltigkeitsberichte für große Firmen. Bevor meine Schwester und ich geboren wurden, arbeitete sie in einer Agentur. Meine Eltern brüten beide stundenlang mit gekrümmten Rücken über ihren Computern. Wenn mich jemand fragt, sage ich, meine Eltern sind Freiberufler. Meistens schweigen die anderen dann. Ein freier Beruf, frei von allem, was einengt, was drückt. Ich glaube, das klingt einschüchternd. Ich sage es so. Ich mag keine Fragen. Ich denke an Elly.

Bevor sie an jenem Juninachmittag verschwindet, fährt meine Schwester über die Ampel am Rand des Dicken Buschs. Gegenüber, auf der anderen Seite der Kreuzung, liegt die Polizeistation. Elly achtet nicht darauf. Erst an der nächsten Ampel, kurz vor der Sporthalle,

wird sie gesehen. Eine Zeugin erinnert sich später an meine Schwester, an das kleine, beinahe schwarzhaarige, zerzauste Mädchen auf seinem roten Damenfahrrad. Die Sporttasche fällt von Ellys Gepäckträger, mitten auf der Straße. Die Zeugin sitzt in einem der Autos, die wegen meiner Schwester bremsen. Elly wirft das Rad an den Straßenrand und rennt zurück zu der Tasche, hebt sie auf. Das ist das Letzte, das ich über sie höre. Hier endet ihre Spur.

Der Pförtner an der Sporthalle sagt, er habe meine Schwester nicht gesehen. Die anderen Mädchen laufen an ihm vorbei. Er streift sie mit seinem Blick. Diese giggelnden, langhaarigen Weibskinder. Haare wie Peitschen, silberne Ketten auf ihren Zähnen, pink glänzender Nagellack, Jeansshorts, die kaum ihre Hintern bedecken, darunter schwarze, zerfetzte Nylonhosen, die Löcher so groß wie ein Kopf. Der Pförtner versucht, sie nicht zu bemerken. Die Mädchen flüstern miteinander, lachen lauthals. Sie rennen in die Umkleide. Die Tür lassen sie offen stehen. Sie steigen in ihre Judohosen, verschnüren sie mit der Stoffkordel. Meine Schwester stünde normalerweise inmitten dieser Mädchen. Doch sie fehlt. Die anderen Mädchen schlüpfen in die steifen Jacken, an deren Revers sich der Gegner

beim Kampf festhalten soll. Sie verknoten ihre unterschiedlich gefärbten Gürtel. Nacheinander betreten die Mädchen den Dojo mit den grauen Plastikmatten am Boden und dem Spiegel an der Wand. Sie bilden eine lange Reihe, blicken den Trainer an. Auf seinen Befehl hin beugen alle zusammen zuerst das linke, dann das rechte Knie. Sie strecken die Füße, legen den Spann und die großen Fußzehen übereinander. Ihre Knie klaffen eine Faustbreit auseinander, ihre Hände ruhen auf den Oberschenkeln. Die Arme sind locker an den Körper gelegt. Der Trainer schaut die lange Reihe entlang. Am linken Ende kniet das Mädchen, das schon den braunen Gürtel hat. Die anderen Mädchen haben sich rechts von ihr, ihren Gürtelfarben entsprechend, aufgereiht. Es sind viele Mädchen mit weißen, gelben oder orangen Gürteln dabei. Meine Schwester säße ungefähr in der Mitte. Doch sie ist nicht da. Im Verein ist Elly eine der besten in ihrer Altersklasse. Ihr Lieblingswurf ist der Schulterwurf, Seoi-nage. Meine Eltern glauben, der Sport hilft ihr, wenn sie jemand angreift. Sie wählten Judo statt Karate, weil sie annehmen, Judo sei der sanftere, der intelligentere Sport. Judokas nutzen die Kraft des Gegners für sich. Sie greifen nicht an, sondern verteidigen sich. Das glauben meine Eltern. Der Trainer ist Mitte zwanzig. Er hat ein kantiges Wikin-

gergesicht. Alle Mädchen schwärmen für ihn. Sie versuchen, so oft wie möglich mit ihm zu kämpfen. Sie wollen, dass er sie auf den Boden fegt. Meine Schwester findet das erbärmlich. Sie würde sich niemals freiwillig ergeben. Der Trainer trägt einen schwarzen Gürtel. Er mustert die Mädchen. Tief in der Kehle formt er die Worte. Mukuso, ruft er. Alle schließen die Augen. Sie sammeln sich, verscheuchen jeden Gedanken, nur wenige Sekunden lang. Der Trainer ruft: Rei. Die Mädchen und er verbeugen sich voreinander. Sie verharren kurz mit der Stirn am Boden. Sie atmen den Plastikgeruch der Matten ein.

Vielleicht ist meine Schwester in diesem Augenblick bereits tot. Vielleicht kriecht sie verletzt oder vergewaltigt durch ein Gebüsch, die Äste zerkratzen ihre Wangen. Tränen brennen in ihren Augen, aber sie hat zu viel Angst, um einen Laut von sich zu geben. Das Sperma des Täters tropft aus ihr heraus. Sie ist halbnackt. Er ist immer noch da, irgendwo hinter ihr im Gebüsch. Er lauert ihr auf. Die Panik verschnürt ihr den Hals. Sie weiß, sie kann nicht entkommen. Sie zittert. Das Heulen erstickt in ihrer Kehle. Etwas jault. Sie erschrickt, als sie merkt, dass sie es ist. Sie hastet weiter auf allen vieren. Da umfasst eine Hand ihr Fußgelenk.

Meine Schwester tritt aus. Sie wehrt sich. Aber die Hand zieht sie langsam zurück ins Dickicht. Vielleicht ist es eine Bande von Jugendlichen, die sie in diesem Moment umstellt. Vielleicht ist es kein einzelner Mann, vielleicht sind es mehrere oder ein Paar. Eine Frau, die meine Schwester unter einem Vorwand anlockt, ein Mann, der sie schließlich auf die Rückbank des Autos zerrt. Es gibt so viele Bilder, so viele Geschichten davon. Immer ist es ein junges Mädchen, immer sind die Haupttäter Männer. Das scheint ein Gesetz. Vielleicht ist meiner Schwester aber auch gar nichts zugestoßen. Vielleicht bog sie einfach auf ihrem Weg zu der Turnhalle ab, vielleicht radelte sie zurück oder zu einer anderen Auffahrt der Autobahn. Auch ihr Rad wird nicht gefunden. Es verschwindet wie sie, spurlos. Sie hat nichts als ihr Sportzeug eingepackt. In ihrem Kinderzimmer fehlt nichts. Keine Hose, kein Rock, keine Zahnbürste. Es gibt keinen Abschiedsbrief. Auch später erhalten wir keine Nachricht. Sie ruft nicht an. Sie sendet keine E-Mail. Meine Schwester Elly ist wie vom Erdboden verschluckt. Niemand sieht sie, niemand fordert ein Lösegeld.

Meine Eltern und ich suchen nach den Anzeichen eines Plans. Wir wollen, dass Elly einfach abgehauen ist. Wir

wünschen uns, dass sie lebt. Wir klammern uns daran. Viele Male sprechen wir über die Tage vor ihrem Verschwinden. Auch die Polizeibeamten fragen uns ständig danach. Sie vergleichen unsere Versionen. Sie verhören die Nachbarn. In den meisten Fällen kommen die Täter aus dem direkten Umfeld der Opfer. Die Polizei verdächtigt zuerst meinen Vater, eine Geliebte zu haben, dann unterstellen sie meiner Mutter einen Liebhaber. Die Ermittler vermuten, meine Schwester habe die neue Beziehung entdeckt. Sie deuten an, Elly sei beseitigt worden. Sie habe wohl gestört. Meine Eltern können kaum sprechen vor Erregung. Sie sind erbost. Wie kommt die Polizei dazu, ihnen ein Verbrechen zu unterstellen? Meine Mutter will einer befreundeten Journalistin ihr Herz ausschütten. Mein Vater ermahnt meine Mutter, einen klaren Kopf zu bewahren. Sie überlegen, stattdessen einen Privatdetektiv zu engagieren. Sie heben dafür Geld von Ellys Sparbuch ab, das unsere Großeltern füttern. Es war für ihre Ausbildung gedacht. In unserem Haus gab es bereits vor Ellys Verschwinden nur selten Besuch. Mehr als ein Dutzend Verwandte von uns leben in derselben Kleinstadt. Wenn wir ihnen begegneten, grüßten sie uns, doch Elly und ich nickten nicht einmal. Wir kennen sie nicht. Unsere Mutter hat sie uns nicht vorgestellt. Manchmal

besuchten meine Schwester und ich unsere Schulkameraden in deren Zuhause. In unser Kinderzimmer luden wir sie nicht ein. Ich weiß nicht, warum. Es gab kein Verbot.

Jetzt gleiten meine Eltern und ich stumm aneinander vorbei. Nicht einmal im engen Flur oder in den Türrahmen berühren wir uns. Meine Eltern weinen nicht vor mir. Nur einmal höre ich meine Mutter schluchzen, hinter ihrer verschlossenen Tür. Sie verbietet sich das Weinen, denn meine Schwester Elly lebt. Das ist die Parole. Wir halten uns fest daran. Wir wissen, dass ein Gewaltverbrechen und ihr Tod wahrscheinlich sind. Die Polizei sucht die Gegend mit Spürhunden ab, als ein Mitarbeiter der Kläranlage meine Schwester gesehen haben will. Später wird der Mann wegen einer Psychose behandelt.

Heimlich stelle ich mir vor, dass meine Schwester ihr Fahrrad unter die Plane eines Kleinlasters hebt, dass sie vorne einsteigt, dass dieses Auto sie unbeschädigt bis nach Frankreich mitnimmt. So erreicht Elly das Meer. Die Wellen toben, der Wind treibt die Schaumflocken der Gischt an den nassen Strand. Meiner Schwester wehen die Haare ins Gesicht. Im Einkaufszentrum des

kleinen Badeorts am Atlantik entdeckt sie eine Gruppe vagabundierender Jugendlicher. Sie folgt ihnen hartnäckig. Ein Junge schmeißt mit leeren Dosen nach ihr. Doch sie gibt nicht auf. Als die Polizei kommt, rennt sie mit der Bande davon. Nach dieser gemeinsamen Flucht gehört sie dazu. Tagsüber bettelt sie mit den anderen, nachts kuschelt sie sich in ihrem Militärschlafsack an ihre Freundin, eine Französin. Ich wünsche mir, dass diese Freundin klug ist, gewitzt, dass sie weiß, wie man einbricht, ohne erwischt zu werden, und wie man sich falsche Papiere besorgt. Diese Freundin kümmert sich um Elly, davon bin ich überzeugt. Die Haut meiner Schwester besitzt sommers wie winters einen leichten Karamellton. Ich beneide sie darum. Dazu ihre hellen Augen, die dunklen, leicht gewellten Haare. Wenn sie lacht, bebt alles an ihr. Das Lachen bricht aus ihr heraus. Es schüttelt sie. Immer wieder rufe ich mir die Einzelheiten ihres Körpers ins Gedächtnis. Doch wenn ich so versuche, Elly in Gedanken zu beschreiben, entgleitet sie mir. Ich kann ihre Stimme nicht mehr in mein Ohr zwingen. Ihr Gesicht verwandelt sich mehr und mehr in das der Fotoalben, das abgelichtete, abgeheftete, unwirkliche Gesicht der Abzüge darin, das langsam vergilbt. Nur nachts, wenn ich schlafe, sehe ich meine Schwester, so wie sie ist, ich fühle ihre

Lebendigkeit. Morgens früh, wenn ich aufwache, gibt es ein paar köstliche Sekunden, in denen ich noch nicht weiß, dass sie verschwunden ist. Dann trifft mich die Erinnerung wie ein Schlag.